**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
**Band:** 9 (1944-1945)
**Heft:** 4

**Artikel:** Wie schreibt man im Dialekt?
**Autor:** Meyer, Traugott
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-859468

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

**Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler**
Nr. 4 9. Jahrgang März 1945

# Wie schreibt man im Dialekt?

Von Traugott Meyer, Basel. *)

Es handelt sich diesmal nicht um «Schönschreiben» im Sinne von «schöner Handschrift», auch nicht um «richtig schreiben», indem ich an Grammatik und Stil denke, sondern nur um die liebe und doch so heiss umstrittene Rechtschreibung, die Orthographie. Wie jedermann weiss, stellt uns diese Rechtschreibung schon im Schriftdeutschen vor allerlei Rätsel, Schwierigkeiten und Probleme. Nicht nur die Schulaufsätze und Diktate reden davon in einer deutlichen Sprache, auch die Briefe und andern schriftlichen Erzeugnisse der Erwachsenen zeigen oft Spuren «des ewigen Kampfes». Selbst Eingeweihte und Fachleute vermögen solche Hindernisse nicht immer aus eigener Kraft zu meistern und müssen ab und zu zum «Duden» greifen. Denn wer möchte nicht fehlerlos schreiben! Gewiss jeder, der als geschulter, gut erzogener Mensch gelten will, betrachtet die Rechtschreibung als eine Pflicht seinen Mitmenschen und der Sprache selber gegenüber.

Und doch ist das Rechtschreiben in der immer wieder gelesenen und so manchmal geschriebenen Sprache ein Kinderspiel im Vergleich zu einem «lesbaren Schreiben» in der Mundart, in unsern Dialekten. Denn erstens haben wir so etwas nicht gelernt, weil es uns weder die Eltern, noch die Lehrer lehrten. Und dann ist kein «Duden» da, wo

*) **Anmerkung der Redaktion.** Auf Anregung aus Lehrerkreisen konstituierte sich anfangs 1943 eine «Arbeitsgemeinschaft für Baselbieter Dialektforschung». Sie bezweckt das Studium der verschiedenen Baselbieter Dialekte an Hand des gesprochenen Wortes, der Dialektdichtung und der Fachliteratur. Die Arbeitsergebnisse sollen in Form von Aufsätzen, Stoffsammlungen etc. der wissenschaftlichen Forschung, der Schule und der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als erste Frucht veröffentlichen wir eine durch Traugott Meyer vorgeschlagene und von der Kommission beratene Normalisierung der Dialekt-Schreibweise. Sie strebt die bestmögliche lautliche Wiedergabe des gesprochenen Wortes an und erreicht ihr Ziel durch eine wohlabgewogene, einfache Schreibweise. Mögen alle Freunde des Dialektes die vorgeschlagene Schreibweise zu der ihrigen machen und so zu einer schon längst gewünschten einheitlichen Schreibweise des Baselbieter Dialektes Hand bieten. S.

man einfach nachschauen kann, wie die Wörter geschrieben werden sollen. Endlich lesen wir selten Dialekt ... und wenn wir uns einmal ein Verslein oder Geschichtlein in einer unserer Mundarten zu Gemüte führen, so interessiert uns der Inhalt oder die Art, wie der Dichter den Gedanken ausdrückt, aber nicht die «Schreibweise».

Freilich, wer hin und wieder Dialekt liest, wird bald feststellen, dass es so etwas wie eine wirkliche, also einheitliche Dialekt-Schreibweise gar nicht gibt. Er sieht da die Strasse als «Stross», dort als «Schtrooss», den Weg als «Weg», «Wäg» oder «Wääg», das Haus als «Hus» oder «Huus», den Karst als «Karst», «Charst» oder «Charscht», je nach Verfasser, Zeit der Abfassung und «Ansicht des Verlegers, des Druckers, des Publikums». Ein fast unübersehbares Vielerlei! Und warum das? Die ersten Dialekt-Schriftsteller gingen vom «gewohnten Bild», vom «Bild der Schriftsprache» aus. So finden wir in Johann Peter Hebels «Alemannischen Gedichten»: «d'Berge», «'s Lebe», «im helle Sunneschin»; und unser Jonas Breitenstein schreibt: «vo de herlige Berge, vor den Auge dä Bergris». Sie stellten dem Leser dieses «gewohnte Bild» vor die Augen, weil sie sich sagten: er lese es trotzdem recht, wenn er der Sprache kundig ist. Mit der Zeit wollte man aber dem «wahren Laute» näherkommen. So schrieb man «ä», wo man den offenen, breiten und für uns hierzulande so typischen e-Laut spricht. Das «gewohnte, dem Schriftdeutschen allzu ähnliche Wortbild» musste dem «phonetischen» langsam den Platz räumen. Einige Schriftsteller, besonders die Basler, passten sogar alle «st» und «sp», nicht nur die auslautenden, dem gesprochenen Laut an und schrieben: «Schtrooss», «Schprooch», «Schtuel» neben «suscht», «Schweschter» und «Pfingschte». Dafür liess man die Dehnungs-h meistens stehen. Noch heute schreiben fast alle, vorab die Berner und Solothurner: «zahle», «stähle», «Dihr chönnet afe goh». Auch haben sich die Hauptvertreter der Berner und Solothurner Mundartdichtung auf eine mehr oder weniger «einheitliche Schreibweise» geeinigt. Sie schreiben, «dass man es gut lesen kann», weichen also vom «gewohnten Wortbild» nur da ab, wo es unbedingt nötig erscheint, und setzen «ei» für «ei» und «ai»: «schneie», «seit-er», «treit-er»; «ie», auch wo es kein Doppellaut ist: «sie, d'Frau», «sie, d'Chinder», im Gegensatz zu «si» als «sich»: «es het si zeigt, ass ...»; auch bleiben sie dem starken «t» an Wortendungen treu, selbst wo es nur «schwach gehaucht wird»: «gwärchet», «tödet».

Ganz anders die Wörterbücher! Sie bedienen sich einer nach Möglichkeit reinen «phonetischen Schreibweise», kommt es ihnen ja doch neben dem Sinn eines Wortes auf den «Ton», die Laute an. So finden wir hier eine Anzahl Hilfszeichen und Ergänzungen «in Klammern und Kleindruck», die dem Unkundigen einiges Kopfzerbrechen verursachen. Aber diese Wörterbücher, wie das «Schweizerische Idiotikon», wenden sich halt in erster Linie an Sprachforscher und sind nicht «zum Vielleseu für jedermann» bestimmt, weshalb sie sich eine «nicht leicht lesbare Schreibweise» gestatten können. Etwas einfacher, leichter lesbar, ist «Die Basler Mundart» unseres verehrten G. A. Seiler, die als «ein neuer Beitrag zur Heimatkunde von Baselland und Baselstadt» gedacht ist und dem «Sprachunterricht der Volksschule» dienen möchte. Darum bleibt Seiler nach Möglichkeit am «gewohnten Wortbild» haften: er schreibt «abhake», nicht «abbhake», wie es phonetisch richtiger

wäre; «Wäg» für «Wääg»; und «gust go» statt «guscht go». Wo aber der «andere Laut» ein «anderes Zeichen» verlangt, wird das «gewohnte Wortbild» auf die Seite geschoben: «der Ärtgu», «der Pricht», «d'Arped», «bidusled», «a Blaz go», «der Gwaagger», «loskabitle» u. a. Für den weichen Reiblaut «f» kennt Seiler nur ein «f», für die Verschärfung «ff», für die Affikata «pf», «v» schreibt er nirgends. Den offenen, breiten ei-Laut bezeichnet er mit «ai»: «Zaiche», «zaige», «Zaine». Wo ein Selbst- oder Mitlaut ausfällt, bedient sich Seiler des Apostrophs wie im Neuhochdeutschen. Die betonten Silben macht er mit einem «Strich», die unbetonten mit einem «Böglein» kenntlich.

In den letzten Jahren ist nun von verschiedenen Seiten die Ansicht immer mehr vertreten worden, man müsse sich von dem «gewohnten Bilde» abwenden, um einem Mundartschreibsystem nahe zu kommen, das die «verfügbaren Mittel voll ausnützt» und dem «Gehörwert» entspricht. Die Schrift soll «ein lautlicher Führer» werden und uns wenigstens «einigermassen an den wirklichen Ton des Gesprochenen heranbringen», wie sich Dr. Eugen Dieth in «Schwyzertütschi Dialäktschrift, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte» ausdrückt. Wer also in «Rad» ein langes «a» spricht, der schreibe «Raad»; wer in «laufe» ein scharfes «ff» sagt, schreibe deshalb «lauffe»; kurz, man schreibe «nach dem Gehör». Diese Schrift ist das Beste, was in dieser Beziehung bisher veröffentlicht wurde, und wir können zum Wesentlichen, das sie vor uns ausbreitet, ein freudiges Ja setzen. Sie lässt das Dehnungs-h in Wörtern, die in Mundart und Schriftsprache gleich oder ähnlich lauten, bestehen: «Uhr», «Ohr», «Ehr», «Zahn», «Johr», «hohl», «froh», «meh», «Veh», «goh», «stoh» u. a. Sie meidet Bindestrich und Apostroph: «ir chönd i fröüe», «i han e gsee». Jedes Wort und Wörtchen bewahrt in der Schrift seine Selbständigkeit: «mit Flyss nöd vil», «dä tuet bigot brüele», «si hend bacche» — und wird nicht verkrüppelt verknüppelt, wie: «mip Flyss nöpfil», «dä tuep pigop prüele», «si hempacche». Weiter finden wir im Wortanlaut, auch bei zusammengesetzten Wörtern, «sp» und «st» wie im Schriftdeutschen, im Inlaut der nicht zusammengesetzten Wörter und im Wort- und Silbenauslaut dagegen «schp», «scht»: «spitzig», «springe», «Stuel», «Gstalt»; «Haschpel», «Wäschpi», «mischte», «der grööscht»; aber natürlich: «er list», «es bloost», «es wachst». Mit dem weichen oder schwachen «f» und den verschärften Konsonaten hält es Dieth wie Seiler: «uuf», «Ofe», «Fogel», «fill»; «löüffig», «Chüeffer», «stoosse», «Äisse»; dazu noch: «Locch», «macche», «Wöschsch», «Ruuschsch». Offene i-Laute werden durch «i», «ii»; geschlossene, lange oder kurze, durch «y» bezeichnet: «schwitze», «tribe» = getrieben, «Riis» = Riese; «Schwyz», «trybe» = treiben, «Rys» = Reis. In Wörtern wie Heu, Leu, treu, Freund, euch ... mag man das neuhochdeutsche «eu» beibehalten; ebenso soll man die Umlautsformen von «ou», «au» dem schriftdeutschen Muster angleichen: «Äugli», «Bäum», «Chäuffer». Der Lautunterschied zwischen «frei», «Beckerei» und «elai», «i maine» muss dort durch «ei» und hier durch «ai» hervorgehoben werden. Das Fürwort «s» = es ist dem vorangehenden Wort, dem es sich anlehnt, anzuhängen: «chunnts?» «sägs!» «I han eres gsait»; dagegen: «s isch z spoot», «lueg ass s chunnt». «Mer» = wir, mir ... wird der Verbalform angehängt, wo die Trennung schwierig wäre: «gimmer!» «chömmer goh?» «symer so wyt?». Enge Verbindungen des Artikels mit den vokalisch ausgehenden Vor-

wörtern schreibe man zusammen: «am», «im», «bim», «vom», «zum», «gegem», «wägem Bacch»; «bir», «zur Frau»; «as», «is», «geges Huus»; «anere», «inere», «binere», «vonere», «zuenere Frau». Hat aber der Artikel noch die deutliche Form «d», «der», «s», so schreibe man ihn getrennt: «a d Wand», «vo de Bäcche», «bi der Strooss», «i s Huus». Den konsonantisch ausgehenden Vorwörtern darf der Artikel mit Ausnahme des «s» nicht angeschlossen werden: «über em Bacch», «uf em Huus», «näbe der Strooss», «ufs Dacch», «fürs Chind».

Im Jahre 1940 erschien nun ein vielbeachteter Mundartroman von Albert Bächtold[1]), der mit einigen Ausnahmen die Dieth'sche Schreibweise zeigt[2]). Ein paar Sätze daraus mögen dem Leser das Wortbild vorführen: «Si ränned augeblicklich. Kan, nid emol s Treese Köbi, wuur im traue, au no no en aanzig Wörtli vo der Räitlete z säge. Di runtlich Frau mit em Schnauz under der Nase und de zwaa lange Hoore am Chee füert e schträng Regimänt, und wänn si vo der Ruete redt, wo a der Suul bim Ofe hinne hanget, oder vom Gaasleschtäcke, wo under der Schtäge unne lahnet, dänn sind da kaani lääre Wort. D Chinde händ en unghüüre Reschpäkt vor ere. D Schwöschter Annaa, säged si, ischt schtecher weder de Trees, und mit däm ischt alls gsaat» [3]).

Dieses Schriftbild hat ohne Zweifel den Vorteil, dass es den «wahren Lauten» und damit dem eigentlichen Charakter der Schaffhauser Mundart recht nahe kommt; weist aber zugleich den Nachteil auf: für Ungeübte und besonders für Nicht-Schaffhauser schwer lesbar. Wörtchen wie «Kan», «wuur», «Chee» = «Kein(er)», «würde», «Kinn» ... müssen von «Aussenstehenden» gleichsam «aus dem ganzen Satz heraus» erraten werden. Auf jedenfall kann von einem «leichten Lesen» nicht die Rede sein, es sei denn, dass man dieser Sprache kundig oder in der hier angewandten Schreibweise geübt wäre.

Mit diesen mehr allgemeinen Ausführungen kommen wir nun zu unserer besondern Aufgabe: einer Normalisierung der Dialekt-Schreibweise, die sich nur auf das Gebiet unseres eigenen Ländchens und seiner verschiedenen Mundartformen bezieht. Wir haben also nicht mit 12 bis 20 Zwielauten zu rechnen wie Dr. Eugen Dieth, dessen «Leitfaden» alle schweizerischen Dialekte umfasst. Wir möchten auch nicht allzu revolutionär vorgehen und das «gewohnte, leicht lesbare Wortbild» in Bausch und Bogen verdammen, weil wir uns an «jedermann» richten, und unsere Arbeiten sogar von Nicht-Fachleuten gelesen werden sollten. Darum vermeiden wir die «neuen Zeichen», lehnen uns, wo es angeht, an das «gewohnte, schriftdeutsche Wortbild» und trachten danach, den «wahren Ton» so gut wie möglich darzustellen.

## Plan zur Dialekt-Schreibweise.

Grundregel: Schreibe nach Möglichkeit so, wie du sprichst, und verwende die gleichen Lautzeichen wie in der Schriftsprache.

**I. Vokale:** a, aa, ä, ää, e, ee, i, ii, y, o, oo, ö, öö, u, uu, ü, üü; ei, ai, äi, au, ou, eu, äu, öi, ie, ue, üe.

a Für den kurzen a-Laut: «ganz», «er isch abcho», «Pflaschter», «Pflanzede».

Dazu für den langen a-Laut, wo er im gleichen schriftdeutschen

Wort nicht mit aa gekennzeichnet wird: «War», «Mage», «Wage». Weiter steht a für den langen a-Laut in Wörtern, wo wir im entsprechenden schriftdeutschen Wort einen kurzen a-Laut vorfinden: «Ma», «Tag», «chan er das?», «me gsehts aim a».

Endlich schreiben wir für den langen a-Laut ein a, wenn dem betreffenden Mundartwort kein gleiches oder ähnliches schriftdeutsches Wort entspricht: «arig», «gagle», «gagere», «Magsome» = Gartenmohn, «Walhaischt» = grosse Waldameise.

aa In Wörtern, die auch in verwandten schriftdeutschen Wörtern eine gleiche Verdoppelung aufweisen: «dasch haarig»; oder wo die Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten den a-Laut verkürzen würde, wie in «gwaagge», «gaagge».

Das Dehnungs-h lassen wir stehen, wenn das Wort im Dialekt gleich oder ähnlich lautet wie in der Schriftsprache: «der Fahne», «en Ahnig», «i bi mit der Ysebahn gfahre».

ä Für den offenen, breiten, bei uns herum gar wohlbekannten und typischen e-Laut: «Wäg», «wäge», «i säg der».

Dazu für den weniger offenen und nicht so breiten e-Laut, der etwa dem französischen «è» gleichkommt und dem neuhochdeutschen «ä» ähnlich ist. Die Anwiler, bei denen sich dieser Laut besonders heimisch fühlt, müssen also «Chlää» und «Lährer» schreiben. Nur so kommen wir ohne ein «neues Zeichen» wie «è» aus.

ää Auch hier gilt, was bei aa ausgeführt wurde. Verdoppelung also in Wörtern, wie: «es Päärli», «e Gwääggi».

Dehnungs-h ebenfalls, wie unter a angegeben: «s isch währli wohr», «stähle» u. a.

e In erster Linie für alle offenen, weniger breiten e-Laute, die kurz sind, auf jedenfall nicht gedehnt werden: «welle», «Wegge», «metzge», «der Beck», «Emmi».

Dann für den halboffenen und bei Wortendungen halbstummen e-Laut: «mer», «der», «singe», «hälfe», «het ers au gsait?». Weiter bei langem, geschlossenem e-Laut in Wörtern, die sich gleich oder ähnlich im Neuhochdeutschen vorfinden und nur ein e aufweisen: «schwer», «Mesmer», «Edi», «Emil», «wenig, weneli(g)», «wele, weli, weles». Endlich in Mundartformen, wie: «scherp».

ee Für den langen, geschlossenen e-Laut, wo er dem e-Laut in gleichen oder ähnlichen Wörtern des Schriftdeutschen entspricht: «Schnee», «leer», «es ganzis Heer vo Umpaisse». Für den langen e-Laut, der in der Schriftsprache mit ä bezeichnet wird: «schreeg», «i weer scho cho, wenn . . .», «er cheem au», «teet si ders arote?», «Gleeser».

In Mundartformen mit langem, geschlossenem e-Laut, die im Neuhochdeutschen keine entsprechende Form aufweisen: «eesig», «heebed-er?»

Das Dehnungs-h wird wie bei ah und äh verwendet: «d Ehr», «d Ehri», «meh(r)», «wehlydig», «aim öppis verwehre».

i Für den offenen, kurzen i-Laut: «i ha ders jo gsait!» «gsehsch mi?», «wo bin i au?» «bisch scho do?»

ii In Wörtern mit offenem, langem i-Laut: «Tannechriis»,«der haits zwyt triibe», «griibe», «es Siib», «siiben Öpfel», «zwiider», «wiiderlig». Weiter bei besonderer Betonung: «Nit mii, dii gohts a!» «Nit dä, diise mend i!»
Dehnungs-h wie im Schriftdeutschen: «ihr Chind», «s ghört ihne».

y Für den kurzen und langen, geschlossenen i-Laut: «wyt», «Zyt», «zytig», «d Zytig»; «dyche», «wyche», «rych», «Yse», «d Ysbahn», «wit wider Trümpf wyse?»

o Für den kurzen o-Laut: «off», «hocke», «d Sogge», «cholt». Dazu für den langen o-Laut, wo er bei gleichen oder ähnlichen Wörtern auch in der Schriftsprache mit o geschrieben wird: «Ofe», «z Obe wirds chüel», «s Tor», «was hesch hüt vor?»

oo Verdoppelung, wo der entsprechende Laut auch im Schriftdeutschen durch Verdoppelung gekennzeichnet wird: «Hoor», «im Moos, Möösli», «d Säulimoor».
Das Dehnungs-h wird gleich verwendet wie im Neuhochdeutschen: «mer sy i(n) Gfohr», «Johr», «isch das wohr?»

ö Was für o gilt, gilt auch für ö: «es Löchli», «s isch chölter worde», «me wird all Tag ölter»; «d Öfe», «Vögel», «Strögel», «Öl», «Strössli», «Nödeli».

öö Bei Verkleinerungen der unter oo erwähnten und aller ähnlichen Wörter: «Höörli», «Möörli».
Dehnungs-h wie bei oh: «Jöhrli», «s isch nit so gföhrli(g), gfehrli(g)», «gwöhn(d)li(g)».

u Da der u-Laut ähnlichen Gesetzen unterworfen ist wie der i-Laut, setzen wir für den offenen, kurzen u-Laut immer u: «numme», «die Dumme», «chrumm, chrumb», «Mutz», «Stutz». Auch lassen wir u für den offenen, langen u-Laut in Wörtern stehen, wie: «dure goh», «mure» = murren, «sure», «Dubel».

uu Für den geschlossenen u-laut, der meistens lang ist und oft dem schriftdeutschen au entspricht: «Duume», «ruume», «versuume», «Muus», «Huus», «gluure», «duure» = dauern, «er tuurt mi» = ich habe Mitleid mit ihm.
Das Dehnungs-h wie in der Schriftsprache: «Uhr».

ü Ähnlich wie bei u: alle offenen Laute, gleichviel, ob kurz oder lang: «Chnüppel», «machsch e Lüppel?» «wit di drücke?» «Stückli»; «Züri», «es fahre nümm so vill Züg», «ischs au möntschemüglig», «was blybt no fürig?» «was fürigi mendsch?» «Fürt(u)ech».
Für die kurzen, geschlossenen ü-Laute, die bei uns sehr selten sind: «Chrüz», «schnütze».

üü Für die zahlreichen langen, geschlossenen ü-Laute: «füürig», im Gegensatz zu «fürig», «Züüg, nit Züg», also Stoff statt Züge. «tüür gege dür und Tür», «Müüli», «chnüündle», «nüün Manne», «u(n)ghüür». Wie das gedehnte uu fast restlos dem neuhochdeutschen au entspricht, so entsprechen die meisten üü dem schriftdeutschen eu oder äu.
Dehnungs-h: Der lange, geschlossene und mit Dehnungs-h gekennzeichnete ü-Laut im Neuhochdeutschen wird im Dialekt zum

Doppellaut üe. Nach Doppellauten lassen wir aber h fallen, da es ja gar keinen Sinn mehr hat. Also für «führen = füere», für «wühlen = wüele, nüele», für «kühl = chüel» u. s. f.

ei Für den «spitzen» ei-Laut, wie in: «es schneit», «bisch umgheit?» «s Leis», «e Wei».

ai Im Gegensatz zum «spitzen» für den «runden» ei-Laut: «haiters au gseh?» «mer wai äntlig afo(ee)», «aine het gsait», «i maine», «er trait no schwer», «elai», «kain(e), kaini, kais», «raise», «brait», i waiss».

äi Für den sehr offenen und sehr breiten ei-Laut, den das Neuhochdeutsche gar nicht kennt: «der Hans mäit», «s Liseli näit», «wie wider e cholte Luft wäit».
I wird zu j, wo es sich zum stimmhaften Konsonanten umformt: «mäit = mäje», «chräit = chräje», «bäit = bäje», «bläit = bläje», «dräit = dräje», «näit = näje», «wäit=wäje», «e Wäje», «e Huufe Chräje», «si gsäjen ech scho = si gsejen ech scho», wie an den meisten Orten gesagt wird, «Räjen a Räje», statt «Rajen a Raje», wie es gewöhnlich lautet.

au Für den kurzen wie für den langen au-Laut: «Frau» ,«Traum», «Gaul», «Baum», «Aug», «Schnauze», «chaufe», «glaube»; «braue = brauen, «Augsbraue», «blau», «grau». Die gedehnten au-Laute sollten, um dem wirklichen Laut näher zu kommen, mit äu bezeichnet werden, ä und u etwas getrennt von einander; aber ich glaube, man würde sie dann als äu-Laute lesen: «Chäufer», «Läufer». Deshalb sehen wir von einer solchen Zeichengebung ab.

ou Für den in einigen Gegenden des Baselbiets noch gebräuchlichen ou-Laut: «mer boue», «d Sou», «i troue mi chuum», «s Chind het gschroue».

eu Wie im Schriftdeutschen: «Heu», «neu», «treu», «d Freud».

äu Da, wo der nämliche Laut auch in gleichen oder ähnlichen schriftdeutschen Wörtern mit äu - au geschrieben wird: «er chäut, si chäuje höööch», «gläufig», «d Träufi goht», «Äugli», «Bäumli», «Säuli».

öi Wo sich kein entsprechendes schriftdeutsches Wort findet: «nöime», «er wöit mi uus», und: «wöische = wünsche», «löit in sy», «löjed mi lo goh».

ie Nur als Doppellaut-Zeichen zu betrachten! Also in: «nie», «nieme(r)ds», «hiesig», «flie!», «Wienecht», «Fiele», «Diechsle», «liederlig», «lieb», «iez(e)», «der iezig Bitriib» = der derzeitige Betrieb. Das ie als Dehnungszeichen, wie wir es von der Schriftsprache her gewohnt sind, muss restlos fallen gelassen werden.

ue Bezeichnet den Zwielaut, der wie ie und üe im Gegensatz zu anderssprachigen Zwielauten den Hauptton auf den ersten Teil setzt, so dass der zweite Teil viel schwächer wird und sich als ein «schwaches e» in der ungefähren Klangfarbe des tonlosen e in «bache», «schrybe», «d Manne» u. s. f. anschliesst. Beispiele: «fuere», «Fueter», «Fueder», «Mueter», «Muelte», «Ueli», «Kuenz», «Chue», «Rue(ji)». Wie bei den übrigen Zwie- oder Doppellauten fallen auch hier alle Dehnungs-h weg.

üe In Wörtern, wie: «Müeti», «Müeterli», «müed», «wie der wider tüejed!» «Früelig», «müesse mer ächt?», «brüele», «er isch no ordeli(g) nüechter», «rüef mer nit allbott!»

**II. Konsonanten:** b, p, pp; f(v), ff, pf; d, t, tt, dt; gs(x), z, tz; s, ss; sch, sp(schp), st(scht), tsch, gsch; g, gg, k, qu, ck; ch: h; j; w; r, l, ll, m, mm, n, nn, ng(gg, k).

b, p Wo es angeht, nach dem «gewohnten Schriftbild» des Neuhochdeutschen. Im Anlaut: «Buur», «Bire», «Bott»; «packe», «Paul», «Pause», wo ausnahmsweise auch im Dialekt p behaucht wird; im Gegensatz zu dem häufigeren und unbehauchten p in «Putsch», «Plunder», «putze». In- und Auslaut: «Hobel», «Zi(i)bele», «Farb», «Spärber»; «gumpe», «trampe, chniempe», «Lumpe», «der Lump», «es Gschlamp»,

pp Von einer Verdoppelung des b sehen wir ab; denn der Fall bb kommt so selten vor, dass wir der Einfachheit halber «abb, abbcho», «chribbele, chräbbele» lieber nur mit b schreiben. Dagegen tritt pp sehr häufig auf: «happere», «chläppere», «pöpperle», «hopp», «er tuet numme no gnappe».

f(v) Das im Anlaut stehende f oder v ist immer schwach: «Vatter», «Fluum», «fülle», «voll», «Veieli», «Finkli». Wir lehnen uns hier ganz an das Wortbild der Schriftsprache an. In Zweifelsfällen, oder wo die Verwandtschaft mit dem entsprechenden neuhochdeutschen Wort nicht mehr so ersichtlich ist, schreibe man f: «Fürtech», «drei sy no fürig», «was fürigi?»
Im In- und Auslaut ist das schwache f viel seltener als das starke oder scharfe. Trotzdem lassen wir f gelten, wo es sich an die Schriftsprache anlehnt, sprechen wir doch ohne weiteres «scharf», wenn es scharf sein muss, und umgekehrt. Also nicht wie Dieth und andere: «chauffe», «schlooffe», «hälffe», sondern einfach: «chaufe», «schlofe», «hälfe»; weiter: «Schuufle», «Zwyfel», «Gaifer», «schiifere», «Gschliifer», «e Rüfe», «Ryf(e)», «föif, ölf; zwölf».

ff Verdoppelung nur, wo wir sie vom «gewohnten Bild» her gewohnt sind: «Aff», «hoffe», «Pantöffeli», «schaffe».

pf Ein Laut, der im grossen und ganzen in der Ausdehnung dem schriftdeutschen Gebrauch entspricht: «Pfund», «pfupfe», «Pfnüsel», «pfuuse», «Pflütter», «Chopf», «schnupfe», «tröpfele», «chrampfe», «Stupf», «stüpfe», «stopfe», «Strupfer», «Tüpfi», «wai mer tüpfe?»

d, t Ähnlich wie b und p. Im Anlaut: «Dräck», «Dienscht», «dä, die, das», «drei, dritt, dryssg», «duredur»; bei «Takt», «Tee», «Tyrann» mehr oder weniger behaucht, bei «Troscht», «Tisch», «tuusig Tön und Tänz» unbehaucht.
Im In- und Auslaut: «Brüeder», «Chryde», «Hand», «mer sy z Andere-Chind zsäme»; dazu sämtliche -ed(e)-Endungen: «heebeder no?» «gwärched», «gjuuchzged», «e Rumplede» «Zylede», «Graglede», «z Fuessede», «z Chopfede», «das het glaschted und glitzered, as hätte tuusig Füürli zöiserled!» Dagegen: «Meentig», «my-

netwäge», «erscht geschter(t)», «gscheit» und die -t-Endung bei Partizip-Formen, wie: «gchlaibt», «dycht», «pflägt», «gschämmt», «i ha ders brocht», «hesch au gfolgt?»

tt Folgt den gleichen Gesetzen wie pp: «der Bott het d Zettel brocht», «plättere», «wättere», «das rättered und tschättered öppis grüüsligs».

dt In bestimmten Formen ergibt sich wie im Neuhochdeutschen der Zusammenschluss von d und t: «verwandt», «und guet het er gredt».

gs(x) «Gsangverein», «gsund», «übereggs; aber: «gyxen und gaxe» und «Xaveri», «Xander». Die beiden letztern, weil sie schriftdeutsch auch so geschrieben werden; «gyxen und gaxe», weil ein gs im Inlaut gar gerne zu einer falschen Dehnung des vorausgehenden Vokals verleitet. Nichtkenner würden lesen: «gyyg-se», «gaag-se».

z Entspricht in der Regel auch dem neuhochdeutschen z: «zelle», «verzelle», «Zwärg», «haize», «Holz», «gyzig = gytig».

tz Ebenfalls nach schriftdeutschem Muster: «Schatz», «chratze», «schwätze». Dazu ein tz, wo die Schriftsprache oft tt aufweist, wie in «Schnitz», «schnitze, schnätzle» = Schnitt(e), Zerschnittenes.

zz Etwa beim Trennen des tz: «Stoz-ze», «Föz-zel», «wär Lüüs het, muess chraz-ze». Dann in Wörtern, wie «Razzia».

s Stimmhaftes s ist unsern Dialekten fremd, dagegen unterscheiden wir deutlich «schwaches» von «starkem» s. Schwaches s im Anlaut: «sächs», «suub(f)eri Kärli», «sappermänt jowoll!» Auch im In- und Auslaut, ausser vor t, p, k: «d Rais», «s Los», «Amsle», «Mörsel», «Achsle», «Brosme». Starkes s muss immer mit ss gekennzeichnet werden.

ss Wie beim Neuhochdeutschen: «schiesse», «muess, müesse», im Gegensatz zu «Mues», «was i nit waiss, macht mer nit haiss». Dazu noch in Wörtern, wie: «niesse», «bisch afe der rainscht Griss», «d Hornuussele», wo noch scharfes s gesprochen wird, «d Umpaisse», «en Aisse ha, haisst chönne weisse»; die Endung -nis: «Züügniss».

sch Wie im Schriftdeutschen zu gebrauchen: «schlofe», «schläcke», «Baschi», «lamaschig», «er wöt e Hirsch sy», «Ruusch», «er isch no schüüch».
Fremdwörter: «Scheff», «Schylee», «sche(i)niere», «Scheese», «Schesste», «Inscheniör».

sp (schp) Im Anlaut sp: «springe», «spaiche», «Spys und Trank», «e Sprutz», «go Spüeli mache». Das gilt auch für zusammengesetzte Wörter: «Hobelspeen», «e spitzi(gi) Holzspryssele», «e Silberspange».
Als eigentlicher Inlaut sowie als Wortendung aber immer schp: «haschple», «raschple», «Chaschper, chäschperle», «uf em Aschp».

st (scht) Hier gilt dasselbe wie bei sp und schp: «Stai», «Stiifel», «wär dörfti nit styf stüüre!» Weiter: «Füürstet», «Telifonstange», «e gschmöidige Gaislestäcke», «süscht», «bisch e Wüeschte!» «am Zyschtig oder Dunschtig», «liis mer dä Tägscht ainisch vor!»

tsch Dieser der Schriftsprache fast fremde Laut ist in unserm Dialekt ziemlich häufig vertreten: «Tschumpel», «Tscholi», «Tschuuder», «tschiengge», «Mütschli», «Chnöötschzüber», «verwütschen und tätsche»; «Mö(e)ntsch», «Wätsch», «e Putsch», «im Dotsch», auch etwa «faltsch» und «feltsche».

gsch Wie tsch: «gschore», «Gschwafel», «Gschlirgg und Gschlüder», «s Gschaid»; «d Vehgschau», «es Lumpegschiir», «Zi(i)belegschmöis», «Chindergschrei(ai)»; «frogsch mi au?» «wogschs?» «plogschs all no?» «gschsch!»

g Im Anlaut immer g, ob schwach oder stark, d. h. «verschärft» gesprochen: «Gugelhopf», «gaffe», «Gartegatter»; «er isch gange», «het gässe», «golted», «d Glogge», «der Gugger». Im In- und Auslaut: «liege», «bäfzge», «morn de Morge», «Spiegel», «Taig, taigi Bire», «Essig», «billig».

gg Nur im In- und Auslaut als Verschärfung: «legge, ligge», «Tuggelimuuser», «Tu(o)lgge», «Briefmargge», «fergge», «gäuggle», «gwaggle»; «der Schnägg», «ewägg», «uf Egg».

k Im Dialekt, wenigstens bei uns, ggch ... im Neuhochdeutschen ggh gesprochen: «Karl», «Kärli», «klar», «kurios», «Kaländer», «Kammerad», «Kane(a)bee», «Kanone», «e Klass», «kabutt», «Kaffi», «Ku(o)nzärt», «Dokter», «Diräkter», «Inspäkter».
Im Auslaut nur mit vorangehendem stimmhaften Konsonanten: «hänkt», «es chlänkt», «der gross Rank», «uf em Bank», «si het is gwunke», «es würkt nüt», «gschürkt», «Volksabstimmig».

qu wie in der Schriftsprache: «Qual», «queele», «Quatsch»; ebenso «quasi».

ck Wie im Schriftdeutschen: «Späck», «wecke», «Rock», «bücke», «Sack», «strecke», «abesacke», «dick».

ch Wo in der Schriftsprache ein k steht, spricht und schreibt man in unsern Dialekten sehr oft ch: «Chalb», «chlage», «chly(ai)», «Chind», «Chüssi», «Chnächt», «Chare», «Santichlaus». Fremdwörter, die ch schon haben, werden unverändert übernommen: «Chor», «Chrischt, Chrischte», «Charakter».
Ch steht ebenfalls in Wörtern, die im Neuhochdeutschen auch ch haben: «Bach», «bräche», «lache», «Wuche», «chyche», «stryche (le)», «raiche», für «holen», «schnarchle», «Achsle», «Büchse», «der hööchscht».

h Kommt fast ausschliesslich nur im Anlaut als gesprochenes h vor: «Hund», «Härz», «hai(m)», «Härd».
Innerhalb eines Wortes finden wir es in «hieha(ä)r(e)», etwa noch in «fähig», aber kaum «gehaucht», und in den halbhochdeutschen Wörtern mit der Endung -heit: «d Wohrhait», «Gsundhait». Als Auslaut ist h immer «stumm».

j Gleich dem Neuhochdeutschen: «jo», «jätte», «jödele», «Joggi».
Oft bringt die Mundart noch j, wo die Schriftsprache h hat: «blüeje» = blühen, «glüeje» = glühen, «bläje» = blähen, «chräje» = krähen.
In alten Formen steht j für g in: «Jämf», «Jänneral», «Jips, Jipslatte, Jipser».

w Wie j ein stimmhafter Konsonant, der nur im An- und Inlaut vorkommt: «Wy», «Witlig», «Witfrau», «Gwehr», «gschwunde», «es Wywy», «wyse(a)wy», «wyff», «es wird si erwyse», «verwalche», «abewolche».

r Keine Verdoppelung im Sinne einer Verschärfung, es sei denn, es handle sich um blosse Geräuschnachahmungen: «brr(r)», «tärr(r)äm tätä, trr(r)äm»; oder Affektäusserungen: «Das isch Trrumpf!» «Chrrache muess das Züüg und schrränze!» Auch Wörter, die im Schriftdeutschen rr aufweisen, haben im Dialekt nur r, weil wir den vorangehenden Selbstlaut dehnen: «Chare», «Pfarer», «der Her», «e Nar, er isch ganz vernared», «rumpelsurig», «der Suri», «schare, magsch gschare», «schäre», «speere», «iire, veriire».
Wo doch zwei r zusammenstossen, handelt es sich um Wortzusammensetzungen: «ha(ä)rrenne», «durriibe», «d Wyberrütti», «es Chinderrätsel».

l Wie in der Schriftsprache: «Liecht», «lycht», «spiile», «wart e Wyl!» «er will nit cho, wil er nit rächt zwäg isch».

ll Als Verschärfung, die dem Neuhochdeutschen entspricht: «Balle», «wö(e)lle», «sö(e)lle», «Wulle», «Gsell», «Gstell».
Oft entgegen der Schriftsprache ll: «woll», «vill» für «wohl» und «viel»; oder umgekehrt l statt ll: «überal, Fal, uf jedefal, Stal».

m Wie im «gewohnten Bild»: «Maitli», «du myn Troscht», «Mumpfel», «Blueme», «Emd», «Amt», «Wurm», «dorum», «drum», «Arm», «Schelm».

mm Zunächst wie im Schriftdeutschen: «Chlemmi», «schwümme», «trummle».
Weiter in Formen, wie: «umme», «ummenander», «i nimm(e)», «wemmer», «wemmi», «Sammetschüeli», «Simmetstängeli».
Statt «Chummer» oft noch «Chumber», ähnlich wie: «Humbel(i)», «Imbi», «zimbere, Zimberma, s Zimbers», «Dimber, dimbere», «chrumb» = Hummel, Imme, zimmern, dämmerig, krumm. Für «mer chömme» an einigen Orten: «mer chöme».

n Wie bei m: «Nase», «Schand», «rächne».
Für m ein n in: «frönd», «i d Fröndi goh», «es frönded none chly», «sant(em), mitsant».
Umgekehrt für n ein m: «Hamf, samft, Gämf, Sämf(pf), Zumft, Zuekumft, en Umfall, Pämsel» u. a.

nn «Manne», «s Nänni», «Dunner, Dunder, Dunderschiess», «e Gwinn», «dünn», «bsinn di numme», «in im inne», «iez hai mer se dinne».
Wie «Dunder» formen sich auch «Mandli», «Tandli», «Staindli», «Stärndli», ohne dass bei den beiden letzten ein n durch d ersetzt wird.

ng(gg,k) Als In- und Auslaut treffen wir ng oft an: «bringe», «gange», «gsunge», «Hängscht», «Gspängscht», «Angscht», «der Gang», «er sung myseecht nümm!» «gieng er ächt?» Viele schriftdeutsche ng, wenigstens nach u und i, werden in unserer Mundart zu (i)g: «Hornig», «Rächnig», «Bhauptig», «Zytig», «Üebig», «Früelig», «Ahnig».

Vielerorts wird ng leicht verschärft, in Wörtern wie: «Hungg», «mängge, mänggisch». Deutliche Verschärfung tritt dann auf in: «gspränggeled», «Gänggeluribrüeji», «der Hoseringge», «verglungge», «Unggle», «wie dä Bueb wider rangged», «gäll, dä het ech gringgled».

Mit nk sind zu schreiben: «er tuet ekai Wank», «trunke», «winke», «Ankebälleli», «Pünkt go schinde», «me munkled allerlai, d. h., wo «trungge», «wangge», «Angge», «Punggt» u. s. f. gesprochen wird, natürlich nicht.

## III. Nachtrag.

Wer Dialekt schreibt, halte sich immer an die Grundregel, damit das Geschriebene dem Gesprochenen nach Möglichkeit entspricht. Will er etwas durch Betonung hervorheben, dann verwende er die Verdoppelung: «Isch daas e Sääge!» statt: «Isch das e Säge!» Wer «glänggig» sagt, lasse sich nicht nur das schriftdeutsche «gelenkig» verleiten und setze k für gg; wo aber k gesprochen wird, soll nur «glänkig» geschrieben werden. Immer und überall vermeide man ein dem «gewohnten Wortbilde» allzu entfremdetes «Schriftbild», wie etwa: «er kẽmp Passel», «de Mäischter Gopfriid Chäler»; denn der Zweck des Schreibens heisst doch nicht: Vexierbilder fabrizieren. In Zweifelsfällen gebe man dem Gehör den Vorzug, nicht dem Auge und der Erinnerung an das in Büchern und Zeitungen Gesehene, welches wohl in neunhundertneunundneunzig von tausend Fällen Schriftdeutsches ist.

Der Bindestrich ist überflüssig. Man sagt und schreibt: «Gege», «Obe», «ane», «wo»; man sagt und schreibt aber auch: «Gegen Oben ane, won i furt bi.» Im Satze hängt man diese n ganz unwillkürlich an, weil sie aus dem Zusammenhange selber erwachsen. Bindestriche sind für Schreiber und Drucker erschwerende Hindernisse und zerhacken den Fluss, stören das Satzbild: «Gege-n Obe-n ane, wo-n i furt bi»; ganz richtig müsste man dann setzen: «Gege-n-Obe-n-ane, wo-n-i-furt-bi». Das Verbindungs-n wird immer dem vorangehenden Wort direkt angefügt.

Das Auslasse- oder Weglassezeichen, Apostroph genannt, ist nicht nur überflüssig, sondern fast durchwegs falsch. «Isch er's au?» «'s Chind will en Öpfel». Was wird hier im ersten, was im zweiten Satz fallen gelassen? Beide Male nichts; denn es handelt sich doch um das Fürwort «s» und um den Artikel «s». Und die sind unversehrt, weil sie eben so sind. Wir setzen also dieses Zeichen für eine Sache ein, die gar nicht da ist, die nicht einmal existiert. Das kommt vom «allzu gewohnten Schriftbild» her, dem Neuhochdeutschen, wo ja in unserm Falle das Fürwort wirklich «es» und der Artikel «das» heisst, somit eine Verstümmelung vorläge.

Da und dort muss man zwei gleichlautende Wörter, deren Sinn und Gehalt aber verschieden ist, durch das Schriftbild erkenntlich machen: «will» von «wö(e)lle» und «wil» = «weil». Beide werden gleich ausgesprochen und zwar mit kurzem, offenem i-Laut, sollten also «phonetisch betrachtet» und der Korrektheit zuliebe, auch gleich geschrieben werden. Wir tun aber besser daran, des leichtern Verständnisses wegen hier eine Unkorrektheit zu wagen. Ebenso ver-

**Redensart.** Linolschnitt Walter Eglin.

halten sich «im» und «em»: «Im Chaschte hangt e Wullmutz. Er isch em Vatter». Wir sprechen eigentlich: «im Chaschte» ... und «im Vatter»; schreiben aber zur bessern Unterscheidung «im» und «em».

Mit dem Zusammenziehen kleinerer Wörter sei man vorsichtig! Halten wir uns da an Dieths Ausführungen! Wo es angeht, soll auch ein unscheinbares Wörtchen in der Schrift seine Selbständigkeit bewahren: «i d Stadt goh», «i han e gseh», «alli, wo d findsch». Zusammengezogen, verschmolzen werden: «wemmer, wemmi, gimmer; none chly, sones bitzeli»; mit Bindestrich zusammengefügt: syter? hait-er? wait-er? gsäjed-er? trüjed-er brav? u. ä. Hier müsste sonst

geschrieben werden: wemm mer, wemm mi, gimm mer = wenn mer, wenn mi, giib mir»; «non e chly, son es bitzeli»; «syt de(h)r? hait de(h)r? wait de(h)r? trüejed de(h)r brav?» oder sogar: «syt dihr?» u. s. f. Das wäre aber eine Erschwerung des Schreibens wie des Lesens. Weitere Beispiele: «im, am, bim, gegem»; «ime - imene», «ame - amene», «bimene - binere», «vomene - vonere» u. s. f.

Drum noch einmal: Die Schreibweise soll dem Gehörten so gerecht werden, als es überhaupt mit den wenigen Mitteln möglich ist; das Wortbild darf aber dadurch nicht «ungeniessbar gemacht» werden, oder gar in ein Vexierbild ausarten!

[1]) Albert Bächtold: De Hannili-Peter. Verlag Büchergilde Gutenberg, Zürich 1940.

[2]) Phonetisches Wortbild. Im Gegensatz zu Dr. Eugen Dieth's «Leitfaden»: «schp», «scht» auch im Anlaut; für weiches «f» auch «v», wie im Neuhochdeutschen; geschlossenes «i» nicht durchwegs mit «y» gekennzeichnet; «triibe», «Zwiigli», «siini», «si Ufgoob»; Wortendung «ed» in: «säged si», «wäärded si», aber «et» in: «verwachet», «duregschpraatet»; hin und wieder wird der Bindestrich gebraucht: «cha-n-i-n aaluege», u. a.

[3]) Albert Bächtold: De Hannili-Peter, S. 59 unten.

# Alte Basler Münzen.

Von Dr. W. Gessler, Pratteln.

## I. Einleitung.

Man sollte meinen, das weite Feld der Geschichte sei längst in allen Richtungen durchpflügt; aber in die geheiligten Bezirke des Geldes stösst selten jemand vor. Zwar gibt es seit Jahrhunderten leidenschaftliche Münzsammler, von Petrarca bis zu dem heutigen König von Italien. Diese gelehrte Liebhaberei erfordert freilich viel Zeit, Geld und Kenntnisse. Die Zahl der Münzkenner und Sammler wird aus ganz bestimmten Gründen immer klein bleiben.

Für ein breiteres Publikum dürften verschiedene andere mit dem Geld zusammenhängende Fragen mehr Interesse bieten. Von entscheidender Bedeutung für das Wohl und Wehe der Menschheit sind vor allem die Veränderungen des Geldwertes, also die Kaufkraftschwankungen, die man Inflation und Deflation zu nennen pflegt, besonders wenn sie ein gewisses Mass überschreiten.

In diesen Blättern sollen aber viel unverfänglichere «Geldfragen» zur Sprache kommen; nämlich die Bedeutungen der Münznamen. Was heisst «Batzen»? Warum nennt man eine bekannte oberrheinische Münze den Rappen? Was hat es mit der spanischen Peseta auf sich, woher kommt der Rubel, und ist der rumänische Lew wirklich ein Leu?

Die Deutung dieser Wörter erweist sich bald als eine mehr historische als sprachliche Angelegenheit. Sie führt leicht um Jahrhunderte zurück zu allerlei wirtschaftlichen Tatsachen und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Es ist dabei, wie immer auf dem historischen Gebiet, keineswegs leicht, bei der Stange zu bleiben und sich nicht in ein Labyrinth von Seitenpfaden und Holzwegen zu verlieren.

Dem Rahmen der Heimatblätter entspricht die Beschränkung auf Deutung und Geschichte der Münzsorten des Bistums und der Stadt Basel vom Mittelalter bis zur Gegenwart.